

Pfarrer Jörg Zimmermann

**Predigt zu 2. Petrus 3,8-13,
am 23.11.2014**

in der Thomaskirche Bonn-Röttgen

Eins aber sei euch nicht verborgen, ihr Lieben, dass *ein* Tag vor dem Herrn wie tausend Jahre ist und tausend Jahre wie *ein* Tag. Der Herr verzögert nicht die Verheißung, wie es einige für eine Verzögerung halten; sondern er hat Geduld mit euch und will nicht, dass jemand verloren werde, sondern dass jedermann zur Buße finde.

Es wird aber des Herrn Tag kommen wie ein Dieb; dann werden die Himmel zergehen mit großem Krachen; die Elemente aber werden vor Hitze schmelzen, und die Erde und die Werke, die darauf sind, werden ihr Urteil finden.

Wenn nun das alles so zergehen wird, wie müsst ihr dann dastehen in heiligem Wandel und frommem Wesen, die ihr das Kommen des Tages Gottes erwartet und erstrebt, an dem die Himmel vom Feuer zergehen und die Elemente vor Hitze zerschmelzen werden.

Wir warten aber auf einen neuen Himmel und eine neue Erde nach seiner Verheißung, in denen Gerechtigkeit wohnt.

„*Ich will alles, ich will alles, und zwar sofort!!*“ – So sang Gitte Haenning vor einigen Jahren. Und sie brachte damit ein Lebensgefühl auf den Punkt, das unsere Zeit mehr und mehr bestimmt. Geduld ist nicht wirklich unser Ding. Warten ist nicht die Eigenschaft einer Gesellschaft, für die so Vieles machbar geworden ist, dass sie ganz einfach nicht einsieht, warum sie auf irgendetwas oder irgendwen warten sollte.

Wobei wir uns hier offensichtlich in guter, jedenfalls ziemlich großer Gesellschaft befinden: schon in der frühen Christenheit war das Warten auf Gott dem 2. Petrusbrief zufolge bereits ein Problem. Wann kommt er endlich, der große Tag Gottes, der hier mit so schillernden und zugleich schrecklichen Farben gezeichnet wird? Der Tag, an dem Gott mit dieser unserer von Leid und Ungerechtigkeit übervollen Welt Schluss machen und eine ganz neue Welt schaffen wird? Für die Christen damals vermutlich im 2. Jahrhundert nach Christus war das eine ganz wichtige Frage: in verschiedenen Schwierigkeiten, bedroht und verfolgt von den Römern, in großen Auseinandersetzungen mit Juden und zugleich mit gewissen philosophischen Strömungen aus der hellenistischen Welt – da war der Wunsch, ja die Sehnsucht nach der Wiederkunft Jesu stark ausgeprägt. Allmählich musste Gott doch ein für alle Mal gleichsam mit der Faust auf den Tisch hauen, alle Unterdrücker seiner Kirche gänzlich zum Schweigen bringen und die Welt neu erschaffen! Schließlich war das die Erwartung der Christen seit den Anfängen! Aber es geschah – nichts. Das Warten auf Gott wurde sozusagen zum „*Warten auf Godot*“.

„*Warten auf Godot*“ – viele von Ihnen werden das kleine Theaterstück von Samuel Beckett kennen: 2 Männer, Estragon und Wladimir, ehemalige Frontsoldaten und jetzt ziemlich heruntergekommen, irren ziellos durch die Gegend. Sie haben nur eine Hoffnung: einen mysteriösen Herrn Godot, dessen Kommen sie noch für diesen Tag erwarten. Aber er kommt nicht. Es erscheint nur ein Größenwahnsinniger Zyniker namens Pozzo, der seinen Diener namens Lucky sadistisch herabwürdigend behandelt und auch für die beiden Männer nur Spott übrig hat. Am Abend kommt ein Kind vorbei: es sagt den beiden, Herr Godot sei heute leider verhindert, aber morgen werde er ganz gewiss kommen. Aber am nächsten Tag kommt er wieder nicht; es wiederholt sich mit kleinen Änderungen alles das, was auch am ersten Tag bereits geschehen war. Am Ende kommt auch wieder das Kind mit der ewig selben Botschaft: Herr Godot kann heute nicht, aber morgen – morgen kommt er ganz bestimmt. Das Stück endet so offen, wie es begonnen hat. Herr Godot bleibt abwesend.

„*Absurdes Theater*“ hat man diesen Stil des Schauspiels genannt, dem Samuel Beckett und einige seiner Zeitgenossen zugeordnet werden. Doch nun mag man fragen: ist das alles wirklich

so absurd? Ist es nicht vielmehr eher eine ziemlich genaue Wiedergabe menschlicher Erfahrung seit Urzeiten? Wir sehnen uns nach Heil, nach Erlösung – und wo bleibt sie? Der Name des ominösen und bis zuletzt unbekanntem Herrn dürfte nicht zufällig so lauten, wie er lautet: „Godot“ – da hört man das Wort „Gott“ geradezu durch! Und das bedeutet: Samuel Beckett gibt der enttäuschten Erwartung einer Rettergestalt einen künstlerischen Ausdruck, einer Rettergestalt, die alles auf Erden erneuert, was im Argen liegt – die dann aber eben doch nicht auftritt, so dass die hochgespannte Erwartung sich als niederschmetternde Illusion erweist!

Und dann kann man weiter fragen: was ist hier eigentlich absurd? Ein Theaterstück wie das von Beckett? Oder das Leben selbst? Jedenfalls basiert das Stück auf einer großen Lebenserfahrung; es hat etliche beklemmende Parallelen in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. Vielleicht sind ja unsere Vergangenheit und unsere Gegenwart – absurd?!

Und vielleicht hat sich ja auch der eine oder die andere von uns darin wiedergefunden. So mancher von uns hat im Laufe des nun zu Ende gehenden Kirchenjahres einen nahen Angehörigen zu Grabe tragen müssen. Die große Mehrzahl der Beerdigungen habe ich selber gehalten. Natürlich waren die Begleitumstände jedes Mal anders: vom harmonischen Einschlafen im hohen Alter bis zur bitteren Niederlage im Kampf gegen die tödliche Krankheit oder auch bis zur großen Tragik in jungen Jahren ist der Tod auf sehr unterschiedliche Arten und Weisen über Menschen aus unserer Mitte hereingebrochen. Ganz grundsätzlich jedoch hat sich immer wieder gezeigt: früher oder später ist dem Leben auf dieser Erde nichts mehr abzugewinnen; es ist letzten Endes durch und durch charakterisiert von Begrenzungen, häufig auch von Ungerechtigkeiten, die zum Himmel schreien – aber ob dort jemand die Schreie hört? Ob der „Herr Godot“ eines Tages doch kommt? Noch heißt es jedenfalls: „warten“.

Das allerdings ist, wie gesagt, nicht die Eigenschaft unserer Zeit. Ja ich habe den Eindruck: selbst diejenigen, die es vielleicht einmal gekonnt haben, sind mehr und mehr dabei, es zu verlieren: überall wird alles immer schneller, hektischer, kürzer: von den Bildsequenzen in den Filmen bis hin zur Verweildauer von Patienten im Krankenhaus. Aus 9 Gymnasialjahren wurden inzwischen 8, und viele Kirchengemeinden verkürzen den Konfirmandenunterricht von knapp 2 Jahren auf ein einziges – das dann freilich wesentlich „voller“ ist als früher die 2, oder „kompakter“, wie das heute heißt. Wir machen diesen Trend übrigens nicht mit, und ich halte das auch für gut so. Manche Dinge im Leben brauchen Zeit, und der Reifeprozess hin zu einem selbst verantworteten Glauben sollte da meines Erachtens auch zu gehören.

Ich gewinne an mir selbst, aber auch an meinen Mitmenschen immer wieder den Eindruck: durch eine letztlich selbstinszenierte Reizüberflutung sondern wir förmlich jeder Situation, die uns einmal zur erwartungsvollen Passivität nötigen könnte. Wir ertragen es je länger desto weniger, einmal nicht die „Macher“ zu sein, sondern nur warten zu können. Unter dieser Situation wiederum leiden wir dann zwar oftmals erheblich, aber sie umkehren – das gelingt uns auch nicht, schon gar nicht, wenn der Tod in den Blick rückt!

Bei uns ist also nicht das Warten angesagt, das vertrauensvolle Aushalten der Spannung zwischen Verheißung und Erfüllung, sondern vielmehr die Ablenkung, das Überspielen dieser Spannung. Mal gelingt uns das besser, mal schlechter – Letzteres ganz besonders angesichts des Todes. Denn da können wir dann nicht mehr auf Schönwetter machen; da sehen wir: das Ablenken mag eine Zeit lang funktionieren. Aber dann werden wir hart und unbarmherzig mit den Realitäten des Lebens und besonders des Sterbens konfrontiert, ohne Netz und doppelten Boden. –

Was kann uns nun in dieser Situation die Botschaft des **2. Petrusbriefes** nützen? Ich meine, sie kann uns eine neue Perspektive entdecken lassen, in der die Nötigung zum Warten nicht länger als unerträgliche Belastung erscheint, sondern vielmehr als unsere einzige Chance, das zu tun, was Gott von uns will und was zugleich uns Menschen nützt und uns weiterbringt. Zunächst geht die Nötigung zum Warten zwar einher mit einer Nötigung zur Passivität: gegenüber dem Tod sind wir nicht mehr die Macher, die ihn erfolgreich vertreiben könnten. Aber die uns damit aufgenötigte Passivität ist das, was ich in bewusst paradoxer Formulierung eine äußerst „aktive Passivität“

nennen möchte: mit den Worten unseres Predigttextes gesprochen: wir werden aufgefordert: tut Buße; moderner gesagt: richtet euer Leben neu an Gottes Wort aus.

Gott lässt nicht deshalb auf sich warten, so der 2. Petrusbrief, weil er vergesslich oder senil oder gar unfähig oder ohnmächtig oder ein Herr Godot wäre, sondern weil er uns die Gelegenheit zur Einsicht und zur Umkehr geben möchte. Nehmen wir das einmal ganz wörtlich: was wir wollen, wonach wir uns sehnen, das sind in der Regel schöne Aussichten in eine ungetrübte Zukunft, ein fröhliches „*Weiter so!*“ Gott aber will von uns Einsicht in unsere durchaus getrübte Vergangenheit und Gegenwart, und dann will er unsere Umkehr. Gott, so erfahren wir es hier wie auch an anderen Stellen der Bibel, denkt in anderen Kategorien als wir: „**1000 Jahre sind vor ihm wie ein Tag**“ – und das ist nun keine mathematische Aussage, sondern ein Hinweis darauf, dass Gottes Maßstäbe grundsätzlich andere sind als unsere! Würde er, so die Meinung des 2. Petrusbriefes, jetzt schon ernst machen mit der verheißenen Neuschöpfung, dann bedeutete das, dass vermutlich sehr viele Menschen durch ihr Denken und Handeln klar und eindeutig auf die Seite der alten Welt gehören würden und mit ihr dem Verderben ausgesetzt wären. Das aber will Gott nicht! Er hat ein Interesse an jedem einzelnen von uns, so wie es einmal im 1. Timotheusbrief gesagt wird: Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Jetzt kann man freilich mit einer Mischung aus Zynismus und Resignation sagen: Na da kann ja nun wiederum Gott lange warten, bis das eintritt! Da sind dann auf einmal wir Menschen der „Herr Godot“, auf den nun Gott wohl bis zum sprichwörtlichen Sankt-Nimmerleins-Tag wird warten können! Und als würde der 2. Petrusbrief diese Gefahr selber sehen, so beeilt er sich auch schon, ihr zu begegnen: „**Der Tag des HERRN kommt wie ein Dieb**“ – so schreibt er. Und er malt in drastischen apokalyptischen Farben das aus, was wir den Jüngsten Tag zu nennen pflegen. Und er vergisst auch nicht, seinen Lesern Verhaltensregeln mit auf den Weg zu geben, deren Beachtung nun als einziger Weg erscheint, auf dem ein Mensch in Gottes Gericht am Jüngsten Tag bestehen kann.

Wie passt das aber nun alles zueinander? Ich gestehe Ihnen gern, liebe Gemeinde: an dieser Stelle macht mich der Predigttext ratlos. Auf der einen Seite der langmütige, geduldige Gott, der seinen Tag immer weiter hinausschiebt, um uns Menschen die Umkehr zu ihm zu ermöglichen. Und auf der anderen Seite dieses furchtbare Zorngericht, das keinen Stein dieser Welt auf dem anderen lässt. Kann das sein: dass die Stimmung Gottes, der soeben noch langmütig und geduldig auf uns Menschen gewartet hat, nun urplötzlich umschlägt in die eines erbarmungslosen Richters? – Ich werde jetzt keinen Versuch unternehmen, diese so widersprüchlichen Elemente unseres Predigttextes in irgendeine schön ausgewogene Form zu bringen. Erst recht geht es nicht an, wissen zu wollen, was von beidem wie lange dran ist und wann sozusagen der Moment erreicht ist, an dem es „kippt“.

Und doch: bei allen Schwierigkeiten, die uns dieser Text macht, ist mir eines an ihm aufgefallen, das ich Ihnen gern weitersagen möchte: so wenig ich diese beiden Elemente – ich nenne sie einmal „Gnade“ und „Gericht“ – in ein wohlgeordnetes Verhältnis zueinander bekomme, so sehr merke ich doch: das eine geht nicht ohne das andere! Die Gnade dürfte uns spontan der wesentlich sympathischere Teil sein, bis dahin dass so mancher sich das bissige Wort des Spötters *Voltaire* zueigen gemacht hat: „*Gott vergibt, das ist ja sein Metier.*“ Aber bereits die spöttische Ironie, die in diesem Sätzchen mitschwingt, zeigt uns, wie hohl eine solche Gottesvorstellung bei Lichte betrachtet ist: So ein Gott ist kein Gott mehr, keiner, den man anbetet, vielmehr eine Lachnummer, nicht ernst zu nehmen. Auf dessen Vergebung kann man eigentlich auch genauso gut verzichten.

Isolieren wir freilich nun umgekehrt das Element des Gerichtes, dann gewinnen wir einen Gott, der auch kein Gegenstand echten Vertrauens mehr sein kann, sondern nur noch ein Gegenstand der Angst. Dann ist auch er letztlich ein Gott, der diesen Namen eigentlich nicht mehr verdient, denn man könnte ebenso gut einen Roboter an seine Stelle setzen. Adressat eines „Vater-unsers“ könnte er unmöglich sein.

Wenn ich das aber nun so feststelle: dass weder die Gnade noch das Gericht allein Gott hinreichend charakterisieren, dann wirkt dieser schwierige Text auf einmal doch wieder einleuchtender, als er es zunächst tat. Er beschreibt die Spannung, in der sich menschliches Leben und Glauben vollzieht.

Gleichwohl bleibt bei mir ein Unbehagen bestehen: dem 2. Petrusbrief zufolge ist Gott zunächst und über eine ganz lange Strecke hin gnädig und geduldig. Dann aber mutiert er gleichsam zum erbarmungslosen Richter, der jedem gibt, was er verdient. Und das wird für viele Menschen wohl nicht gut enden. Die Reihenfolge ist also: erst Gnade, dann Gericht. Das jedoch finden wir an anderen Stellen der Bibel sehr anders: wird nicht immer wieder dort berichtet, dass Gott sein Volk Israel zwar zunächst für Manches Böse bestraft, das es getan hat, dass er sich danach aber wieder über es erbarmt? Dass er ihm immer wieder einen Neuanfang schenkt? Finden wir nicht in Psalm 30 den wunderschönen Satz: **„Sein Zorn währet einen Augenblick, aber lebenslang seine Gnade. Den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens ist Freude“**? Anders gefragt: sollte tatsächlich das Gericht das letzte Wort haben? An dieser Stelle, liebe Gemeinde, kollidiert der 2. Petrusbrief mit der großen Breite des biblischen Zeugnisses; hier liegt einer der Gründe, weshalb Theologen seit langer Zeit diesen Brief nicht zum Zentrum des biblischen Zeugnisses zählen, sondern ihm eher eine Art Randstellung bescheinigen.

Ich sehe den Kern des Problems an folgender Stelle: wenn der 2. Petrusbrief hier so eindeutig meint festlegen zu sollen, dass das Gericht Gottes das letzte Wort hat, dann ist er in Gefahr, der Größe Gottes Gewalt anzutun. Dann ist er dabei, über die sprichwörtlichen „letzten Dinge“ so gut Bescheid wissen zu wollen wie Gott selber. Dann verwischt er geradezu die Grenze zwischen Gott und Mensch.

Nun müssen wir zugeben: auch wir tun das häufig, meist von der anderen Seite her, wenn wir wie selbstverständlich davon ausgehen, Gott werde am Ende sowieso alles und jedes vergeben. „Sowieso“ tut Gott gar nichts. Er bestimmt die Spielregeln und niemand sonst. Aber eben auch nicht der Verfasser des 2. Petrusbriefes. Und an dieser Stelle, wo es um das Ende der Welt geht, da hat der sich wohl doch zu weit aus dem Fenster gelehnt. Wir sollten jedenfalls nie aufhören, auf Gottes Gnade zu hoffen, sollten nie meinen, es gebe einen Menschen, auf den sie sich nicht erstrecken könnte – auch wenn uns das in bezug auf so manche Menschen sicher kaum vorstellbar erscheint. Zugleich aber sollten wir die Ermahnung, die der Predigttext uns mitgibt, so aufmerksam hören wie nur möglich, und uns entsprechend verhalten.

Der Größe Gottes keine Gewalt antun: liebe Gemeinde, diese Aufgabe wird uns sicher unser Leben lang begleiten. Und sie betrifft auch unsere Gedanken, die sich auf die Verstorbenen aus unserer Mitte richten. So mancher ist im Frieden mit seinen Hinterbliebenen gestorben. Aber es gab auch das Andere: da kam der Tod auf eine Art und Weise, die es nicht gestattete, sich noch einmal richtig auszusprechen. Oder so ein Gespräch wäre zwar möglich gewesen, ist aber nicht gelungen – warum auch immer. Hier und da standen und stehen nach wie vor ungeklärte Fragen im Raum: Schuldgefühle, ja Aggressionen und Vorwürfe, manchmal auch der Hinterbliebenen untereinander. Und der Tod bringt die bittere Erkenntnis: es kann passieren, dass es einmal zu spät ist, um alles das zu bewältigen.

Aber nun gilt gerade hier: der Größe Gottes keine Gewalt antun! Sondern im Gegenteil darauf vertrauen, dass sein Arm weiter reicht, als wir sehen können. Nicht als enthöbe uns dieses Vertrauen von der Aufgabe, zu Lebzeiten zu tun, was wir können, um die nötigen Gespräche zu führen, Strittiges zu klären, „reinen Tisch zu machen“. Das sollen wir tun, ja das müssen wir tun. Aber doch heißt es am Ende unseres Predigttextes und schon vorhin in der Lesung aus der Offenbarung des Johannes nicht zufällig: Gott schafft einen neuen Himmel und eine neue Erde. Diese Worte sind für mich ein Zeichen dessen, dass Gott nicht gebunden ist an die Bedingungen der Welt, so wie sie jetzt nun mal ist. Wie gesagt: sein Arm reicht weiter, so weit, dass er völlig Neues zu schaffen in der Lage ist. Dass er also auch in der Lage ist, Dinge in Ordnung zu bringen, die unter den Bedingungen unseres Lebens auf dieser Erde und unter diesem Himmel nicht mehr in Ordnung zu bringen waren. Noch einmal: tun wir der Größe Gottes keine Gewalt an! Setzen wir

vielmehr unser ganzes Vertrauen da hinein, dass Gott alles, tatsächlich alles neu schaffen kann – und wird! Amen.